



Linda Biallas

Mutter, schafft.

Die Rolle der Mutter im Kapitalismus und Patriarchat: Ein Aufruf zur Revolution.

ISBN 978-3-7099-8178-8

Erscheinungsdatum: 24.11.2022

Vorwort

Ich bin zweifache Mutter und Sozialarbeiterin, und meine Kinder haben nicht denselben Vater. Das ist etwas, das meinen Blick auf die Bedingungen, denen lohnabhängig Beschäftigte – Arbeiterinnen und Arbeiter im Allgemeinen und Mütter im Besonderen – im Kapitalismus, im Patriarchat, unterworfen sind, noch ein Stück weit mehr fokussiert und geschärft hat, denn ich lebe nicht in der klassischen „Kernfamilie“, der bürgerlichen Kleinfamilie. Keiner der Väter wohnt bei uns, wir leben im sogenannten Wechselmodell. Mein großes Kind geht in die Grundschule, und trotz aller Widrigkeiten zu Beginn ist es seinem Vater und mir gelungen, heute eine freundschaftliche Beziehung zu führen, in der wir uns die Elternschaft paritätisch teilen und uns gegenseitig unterstützen. Mein kleineres Kind ist im Kitaalter, auch mit dessen Papa ist die Elternbeziehung familiär, obwohl wir keine „richtige“ Familie sind und keine Liebesbeziehung mehr führen. Auch das ist etwas, dass das kapitalistische System nicht vorsieht, denn vor allem die bürgerliche Kleinfamilie – Vater-Mutter-Kind(er) – ist es, die dieses System am Laufen hält. Ich bin Teil einer Generation, deren Eltern die Gewissheit hatten, dass alles immer besser wird. Den Menschen geht es immer besser, den Frauen geht es immer besser, die Gesundheits- und Nahrungsversorgung der ganzen Welt wird immer besser. Manches davon stimmt, zumindest statistisch gesehen. Für die früheren Generationen hat diese Annahme durchaus Evidenz, insbesondere die „Tatsache“, dass die Kinder es einmal besser haben werden. Die Verschlechterung, die unsere Generation bezüglich Mutterschaft erlebt, ist relativ neu, und die alten Gewissheiten sind für uns nicht mehr als eine Erzählung aus der guten alten Zeit. Nicht, dass nicht nachvollziehbar wäre, dass unsere Großeltern und Eltern, die Kriegs- und die Nachkriegsgeneration, dieser Überzeugungen waren und sind. Aber in vielerlei Hinsicht ist die Realität eine andere. Als Frau spürt man das deutlich. Man spürt die Unterschiede. Auch wenn sie manchmal nicht greifbar sind oder einen scheinbar nicht direkt betreffen. Als Frau und insbesondere als Mutter ist nichts besser geworden, und eigentlich war es auch vorher nicht gut. Aber was genau ist denn nicht gut? Und was hat das mit dem Patriarchat zu tun? Was mit dem Kapitalismus? Was ist das für ein Geschlechterverhältnis, in dem die Reproduktionsarbeit auf eine Art und Weise Frauen angelastet wird, die geeignet ist, persönliche Ressourcen die ganze Zeit überzustrapazieren? Was ist das für ein System, das dazu geeignet ist, die Teilhabe von Frauen und insbesondere Müttern an der öffentlichen Sphäre, an Lohnarbeit, an Politik einzuschränken, und ihre ressourcenbezogene Versorgung nicht gewährleisten kann? Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich finde, dass wir genauer hingucken sollten. Dahin, wo es nicht gut läuft. Dieses Buch weist auf Missstände hin und kritisiert diese rücksichtslos, um in der Negation Vorschläge oder Alternativen aufzuzeigen. Wir müssen da hingucken, wo unser Wirtschaftssystem und unsere Mutterschaftsbilder das Zusammenleben in der Gesellschaft, unser Familienleben determinieren. Ich konzentriere mich dabei auf Deutschland, auf die herrschenden Zustände in der Bundesrepublik, auf die Gesetze und Rahmenbedingungen, aber auch auf traditionell deutsche und neoliberale Ideologien.

Obwohl sich rechtliche Rahmenbedingungen in Teilen unterscheiden, sind gerade aus Deutschland bekannte reaktionäre Frauen- und Mutterbilder auch in Österreich anzutreffen. Österreich ist Bestandteil, teilweise sogar Zuspitzung deutscher Ideologie. Auch andere grundlegende Mechanismen von Kapitalismus und Patriarchat sind übertragbar, sogar in globalerem Umfang, auch wenn sich der Umgang mit Mutterschaft zum Teil unterscheidet. Ich habe dieses Buch geschrieben, um zum Ausdruck zu bringen, dass ich nicht einverstanden bin, nicht einverstanden sein kann. Weder mit dem Kapitalismus noch mit dem Patriarchat noch damit, dass Ideologien unreflektiert und somit Zustände unverändert bleiben. Berlin, September 2022

1. Von der Feministin zur Mutter Mutterschaft

ist ein zentrales feministisches Thema. Leider weiß das nur fast niemand. Manchmal unterhalte ich mich mit Frauen, die jünger sind als ich, die noch keine Kinder haben, und manchmal erzählen diese dann, dass sie nicht wissen, ob und wann sie überhaupt Kinder bekommen wollen oder können, weil sie nicht wissen, wie sie „das alles“ machen sollen. Die Boyfriends sitzen dann meist daneben und sagen nichts. Frauen hingegen, die schon Mütter sind, erzählen häufig, wie erstaunt sie waren und wie erschrocken, wie viel Arbeit „das alles“ ist und wie sie sowohl gesellschaftlich als auch in der eigenen Paarbeziehung damit alleingelassen werden. Mutterschaft ist kaum ein Thema im Feminismus der Jüngeren, im modernen, im popkulturellen Feminismus, im Choice Feminismus. Ich finde, das sollten wir ändern. Nicht nur, weil Mütter als Menschen und als zentrale Figuren in der Reproduktionsarbeit sicher versorgt und nicht unterdrückt und ausgebeutet werden sollten, sondern auch, weil am Beispiel Mutterschaft deutlich zutage tritt, wie Kapitalismus und Patriarchat ihre fatale Wirkung entfalten. Ich fand Feminismus schon immer gut und Geschlechterrollen schon immer kacke. Als ich in der ersten Klasse war, fand ich die Kurzhaarfrisur eines Mitschülers so cool, dass ich gesagt habe: „Mama, ich will kurze Haare haben!“ Und meine Mutti hat mir die Haare abgeschnitten. Ich hatte nicht das Gefühl, dass die kurzen Haare etwas daran geändert hätten, dass ich ein Mädchen bin, und mein Gerechtigkeitsempfinden sagte mir, dass es nur fair ist, wenn ich mit meinen Haaren machen kann, was ich möchte, und dass es absolut unfair ist, wenn für Mädchen in dieser Hinsicht andere Regeln gelten als für Jungen. Dass Mädchen eigentlich keine kurzen Haare tragen sollten, habe ich durchaus auch als Erstklässlerin mitbekommen, ich erinnere mich zum Beispiel an den Verkäufer an einem Stand auf dem Wochenmarkt, der mir dann jeden Samstag, wenn ich mit meiner Mutti dort war, etwas zum Probieren auf die Hand „für den jungen Mann“ gab. In den 1990er-Jahren ein Kind gewesen zu sein, ein Mädchen gewesen zu sein, hat mich mit vielen Mixed Messages aufwachsen lassen. Einerseits erinnere ich mich an wenige Situationen, die so richtig offen sexistisch waren, ich hatte immer das Gefühl, dass so ein gewisser „Heutzutage-können-Mädchen-alles-schaffen“-Girlpower-Spirit herrschte. Gleichzeitig gab es aber trotzdem superviele klischeehafte Ideen darüber, wie Mädchen zu sein haben, die an mich herangetragen wurden. Aus Protest gegen die Idee, dass Mädchen auf jeden Fall Pferde mögen und die „Wendy“ lesen, waren Kühe lange Zeit meine Lieblingstiere. Wenn ich sage, ich fand

Feminismus schon immer gut, dann meine ich damit nicht, dass ich als Kind schon einen ausgeprägten Begriff davon hatte, was Feminismus ist. Denn den hatte ich nicht. Ich hatte vor allem ein großes Unrechtsbewusstsein und eine Abneigung dagegen, in eine bestimmte Richtung gedrängt zu werden, nur weil ich ein Mädchen bin. Das erste Mal konkret für mich formulieren, dass ich benachteiligt werde, konnte ich, als wir die Noten im Informatikunterricht in der Mittelstufe bekamen. Mehrere Jungen aus meiner Klasse hatten bei gleicher Leistung eine 1 bekommen und ich aber eine 2. Und das, obwohl ich, im Gegensatz zu den Jungen, zusätzlich zu meiner eigenen fehlerfreien Leistung auch noch den anderen Mädchen im Kurs während des Unterrichts beim HTML-Programmieren immer wieder unterstützend zur Seite gestanden hatte. Ganz so, wie es die Geschlechterrolle Frau vorsieht. Ich hatte also eigentlich noch mehr „geleistet“ als die Jungen. Ich weiß noch genau, wie ich nach der Notenvergabe im Flur stand und überlegte, bei wem ich mich über diese Angelegenheit beschweren könnte, ob ich zum Beispiel meinem Mathematiklehrer von meinem Verdacht erzählen sollte. Er hatte mich im Unterricht immer fair behandelt und schien sich darüber zu freuen, dass ich gut in Mathe war. Letztendlich überwog aber die Angst, nicht ernst genommen zu werden, und ich habe nichts gesagt. Viele Anekdoten über Ungleichbehandlung und Sexismus, die in meiner Kindheit und frühen Jugend passiert sind, konnte ich als Teenager besser einordnen, als ich angefangen habe, mich mit Politik, Gesellschaft und feministischer Theorie zu beschäftigen. In feministischen Büchern Begründungen dafür zu finden, wie und warum sexistische Vorfälle passieren, das hat mir das Gefühl gegeben, dass da jemand ist, der mir glaubt. Obwohl ich aus meiner Jugend einiges über erlebten Sexismus erzählen kann, wurde mir trotzdem vermittelt, dass ich es im Leben zu etwas bringen kann. Dass ich es „trotzdem“ zu etwas bringen kann. Eine meiner Lieblingsanekdoten ist zum Beispiel die, dass mir irgendwann aufgefallen ist, dass es immer die Jungs sind, die die Joints bauen. Ich habe dann gelernt, Joints zu bauen, um dem etwas entgegenzusetzen. Oder der Moment, als ich das Gefühl zulassen konnte, dass es mich verletzt, wenn von mir erwartet wird, immer die „nicht so schlimmen“ Kleinigkeiten weglächeln zu müssen, die mich aufgrund meines Geschlechts herabwürdigen – wenn zum Beispiel vermeintlich Schwächere mit „Du Pussy!“ bedacht werden oder gesagt wird: „Bestimmt 'ne Frau“, wenn da ein schlecht eingeparktes Auto steht. Auch deutlich unangenehmere Erlebnisse, wie sie leider vielen Frauen passieren, sind Teil meiner Erfahrung. Ich denke da an die verschiedenen sexuellen Übergriffe, die ich erlebt habe. Trotz allem bin ich mit dem Gefühl erwachsen geworden, dass ich als Frau zwar nicht gleichberechtigt bin, aber doch durch Engagement so einiges wieder wettmachen könne. Schließlich hatten trotz der vielen Benachteiligungen und Situationen, die sich scheiße anfühlten, doch zumindest alle großen Eckpunkte geklappt. Ich habe (als Erste in meiner Familie) die allgemeine Hochschulreife erreicht, ich habe einen Freiwilligendienst absolviert, ich habe, zugegebenermaßen nach einer längeren Orientierungsphase, ein Studium aufgenommen und auch abgeschlossen. Oh fuck, ich bin schwanger Während des Studiums bin ich dann ungeplant schwanger

geworden und habe mich dazu entschieden, ein Kind zu bekommen – und von all den Wahrheiten darüber, was man als Frau in unserer Gesellschaft alles so schaffen kann, war plötzlich keine mehr wahr. Bevor ich Kinder hatte, habe ich das Frausein in dieser Gesellschaft immer ein Stück weit als ein „Einerseits-Andererseits“ wahrgenommen: Einerseits werde ich als Frau benachteiligt und sexistisch diskriminiert, andererseits habe ich Handlungsspielraum und Möglichkeiten in dieser Gesellschaft. Durch die Schwangerschaft hat sich mein Blick auf die Notwendigkeit von Feminismus sehr fokussiert, und die Missstände, die in unserer Gesellschaft für Mütter allgegenwärtig sind, haben sich mir mit meiner ersten ungeplanten Schwangerschaft und den Erfahrungen mit dem ersten Kind schmerzlich offenbart. Alles vorher, so sehr mich manche Vorfälle doch getroffen haben, waren „nur“ Anekdoten im Vergleich zu den Erfahrungen, die ich als junge Mutter und Alleinerziehende gemacht habe. Ich war von Anfang an alleinerziehend, bereits während der ersten Schwangerschaft. Wir waren noch nicht lange zusammen, als ich schwanger wurde. Der werdende Vater, also mein damaliger Partner, hat sich von mir getrennt, weil er keine Verantwortung für mich übernehmen könne, geschweige denn für ein Kind. Er hat die ganze Verantwortung auf mich abgewälzt, als hätte ich schwanger werden wollen. Als hätte ich in einer Situation sein wollen, in der ich mich für oder gegen ein Kind entscheiden musste. Als wäre irgendetwas fair daran, sich aus der Affäre zu ziehen mit einem: „Du hättest ja abtreiben können, deswegen ist die Schwangerschaft jetzt dein Problem.“ „Pro-Choice“ sollte nicht bedeuten, dass Männer mitreden dürfen, um Frauen von einem Schwangerschaftsabbruch zu überzeugen, weil Verantwortung für das eigene Ejakulat zu übernehmen, eine Idee ist, die ihnen noch nie gekommen ist. Warum ich mich letztendlich für die Schwangerschaft entschieden habe, trotz allem, ist an und für sich völlig egal. Werdende Mütter haben immer ein Setting verdient, in dem sie genug Ressourcen und Unterstützung haben, sich für ein Kind entscheiden zu können. Genauso wie Frauen einen nicht kriminalisierten und stigmatisierten Zugang zum Schwangerschaftsabbruch haben sollten. Ich habe eine Weile gebraucht zu realisieren, dass meine Beziehung vorbei war und ich alleinerziehend sein würde, und ich war während der Schwangerschaft die ganze Zeit traurig. Ich glaube, ich habe ausnahmslos jeden Tag geweint. Ich trauerte um mein altes Leben. Ich hatte nie bewusst von der bürgerlichen Kleinfamilie geträumt oder mir vorgestellt, ein Haus zu bauen oder zu heiraten. Ich fand Heiraten immer komisch und blöd – ich will doch gar nicht von meinem Vater an meinen Ehemann übergeben werden, hä? Als ich dann schwanger war, wurde mir klar, dass ich dennoch bestimmte Vorstellungen davon hatte, wie ich mir das Kinderkriegen in einer Partnerschaft wünschte: innig und einander zugewandt. So sehr hätte ich mir gewünscht, dass mein Expartner seine Hand auf meinen Bauch legen würde, um zu fühlen, wie das Baby tritt. Dass er sagen würde: „Wir schaffen das schon.“ Nichts davon ist passiert, und das tat sehr häufig sehr weh. Ich habe jede Woche allein im Internet nachgelesen, was alles Neues in der Entwicklung des Embryos passiert, und da war niemand, dem ich davon erzählen konnte. War ihm das einfach egal? Fand er die winzigen Bodys und Schühchen, die ich

für das Baby kaufte, nicht niedlich? Ich freute mich so sehr auf mein Baby – warum war da denn niemand, der sich mit mir freute? Nicht nur emotional war diese Zeit eine große Herausforderung. Bei mir ist alles gleichzeitig passiert, und das in relativ kurzer Zeit: Studium, Berufseinstieg, Mutter werden, Verantwortung übernehmen. Es war hart, so schnell erwachsen werden zu müssen, mich von einer Studentin zur alleinerziehenden Mutter zu entwickeln, die alles schafft, weil alles geschafft werden muss. Herzlich willkommen in der Mutterrolle, bitte geben Sie Ihre persönlichen Interessen an der Kreißsaaltür ab. Zu der Herausforderung, Mutter zu werden, trug auch bei, dass es in Deutschland nicht üblich ist, gleichzeitig Mutter und finanziell unabhängig und junge Frau mit Freizeitinteressen zu sein. Mutterschaft bedeutet in Deutschland Ehe, klassische Rollenverteilung, beruflich vorher etwas erreicht haben, weil das als Frau mit Kind nicht mehr geht. Die Idee von Mutterschaft hängt damit zusammen, einiges aufgeben zu müssen: Autonomie, eigene Interessen, Freizeit. Rückblickend denke ich, dass ich mit Mitte 20, als ich zum ersten Mal Mutter wurde, wirklich gedacht habe, dass man dann mit Mitte 30 bereit dafür sein würde, mehr Kompromisse für die Mutterschaft zu machen. Aber ich bin auch jetzt mit Mitte 30 nicht dazu bereit, so viel von meinen persönlichen Interessen zu opfern, weil es so wenig Raum dafür gibt, etwas anderes zu sein als „nur Mutter“. Mutter zu werden, bedeutet nicht nur, ein Kind zu gebären und danach plötzlich einfach so Mutter zu sein – genauso wenig, wie bei Co-Müttern, also Müttern, die ohne Liebesbeziehung gemeinsame Elternschaft leben, oder Müttern von Pflegekindern, Müttern, die ein Kind adoptiert haben, Patchworkmüttern nur der rechtliche Status, der Verwaltungsakt der Moment ist, in dem die Mutterschaft beginnt oder der die Mutterschaft ausmacht. Mutter zu werden, kann ein längerer Prozess sein, eine Auseinandersetzung mit sich selbst, den Erfahrungen der eigenen Kindheit, den Erfahrungen mit den eigenen Eltern. Diese Auseinandersetzung mit der Mutterrolle kann in verschiedenen Konstellationen schon vor der Geburt, vor der Adoption, vor dem offiziellen Muttersein beginnen. Ich stelle mir immer wieder vor, dass Frauen, die geplant schwanger werden, bestimmt schon vorher überlegen, wie sie leben wollen, wie sie arbeiten wollen, wie das Kinderzimmer eingerichtet werden soll. Bei mir war das nicht so. Mir war vorher auch gar nicht so richtig klar, was und vor allem wie viel ich erfüllen sollte, um als gute Mutter zu gelten. Ich hatte eine grobe Vorstellung davon, dass gute Mütter nur Wolle-Seide-Bodys kauften, natürlich voll stillten, Brei immer frisch selbst kochten, also viel mehr dünsteten, und zwar Biogemüse, na klar. Außerdem würden sie immer gerne vorlesen und nie den Fernseher anmachen, den ganzen Tag Lust haben, mit dem Kind zu spielen, und vieles mehr. Mutter zu werden, bedeutet in jedem Fall, dass so einiges erledigt werden muss. Also habe ich Babykleidung und Möbel akquiriert, mich informiert über das Stillen und über Milchnahrung und darüber, welche Themen aus dem Bereich Kinderkriegen der Esoterik zuzuordnen sind und nicht der Wissenschaft (Blähungen durch Ernährung der Mutter, Bernsteinketten gegen Zahnschmerzen, Aromatherapie bei der Geburt). Ich habe aufgehört zu rauchen und zu trinken und versucht, irgendwie den Entwicklungsschritt von der

Studentin, die sich für Politik, Partymachen und Ausschlafen interessiert, zur alleinerziehenden Mutter, die plötzlich nicht nur für sich selbst verantwortlich ist, zu bewerkstelligen. Ich habe mich nicht nur gefragt, ob mein Kind im ersten Lebensjahr Zucker essen darf, ab welchem Zeitpunkt ich wie viel Medienkonsum gut finde, wie sich meine Perspektive auf meine eigene Kindheit durch die Mutterschaft verändern würde, sondern mir auch Fragen gestellt, die nicht nur im Persönlichen beantwortet werden können, sondern die Art und Weise betreffen, wie wir leben und wirtschaften: Warum soll ich in der Familie so viel Care-Arbeit alleine machen? Warum soll ich das gerne machen müssen? Weil ich eine Frau bin? Weil die Trennung von Lohn- und Care-Arbeit und die Festlegung von Care-Arbeit als unbezahlte Ressource, die aus Liebe absolviert wird, ein unveränderbarer Fakt ist? Mir war nicht klar, dass es diese „Vereinbarkeit“, von der immer die Rede ist, eigentlich gar nicht so richtig gibt. Die klassische Geschlechterrolle für Mütter ist die Mutterrolle, und die funktioniert, sehr vereinfacht gesagt, so: Mutti opfert sich gerne ohne Gegenleistung für die Kinder auf, aus Mutterliebe, weil sie so selbstlos ist, so sind Frauen eben. Die Karrierenachteile (wobei die klassische Mutterrolle eigentlich noch nicht einmal eine Arbeitstätigkeit von Müttern vorsieht), die Belastung durch die Second Shift nach der Lohnarbeit in Form von die Kinder von der Kita abholen und beschäftigen, den Haushalt alleine schmeißen, dann die Altersarmut, all das nimmt sie gerne in Kauf, die Mutter, denn das Lächeln der Kinder macht alles wieder gut. Sie macht das nicht fürs Geld, das wäre kaltherzig und irgendwie materialistisch, so sind Mütter nicht. Ganz so, als würden Mütter im Unrecht sein, wenn sie sich sichere finanzielle Verhältnisse wünschten, obwohl sie natürlich durch Schwangerschaft, Wochenbett, Stillzeit weniger an der Lohnarbeit partizipieren können. Dabei ist es eigentlich andersherum: Das kapitalistische System, in dem wir leben, hat sehr viel mit der Art, wie die Mutterrolle angelegt ist, zu tun und „die Wirtschaft“ profitiert davon, dass Frauen neue Arbeiterinnen und Arbeiter gebären und sie im Prinzip nix dafür zurückgeben muss. Kinder zu bekommen, gilt praktischerweise als private Entscheidung in der Familie, in der dann die idealtypische Aufteilung vorherrschen soll: Vater – Lohnarbeit. Mutter – Care-Arbeit. Der Zeitpunkt und die Konstellation, in der ich Kinder bekommen habe, entsprechen nicht der klassischen Vorstellung darüber, wann und wie Leute Kinder bekommen. Mutter zu werden, das war für mich höchstens ein Vielleicht, ein Irgendwann. Eigentlich hatte ich so gut wie nie drüber nachgedacht, ob ich überhaupt einmal Kinder bekommen wollte und wie das dann sein sollte. Deswegen hatte ich bis dahin auch kaum Anlass, mich in Bezug auf mich selbst damit auseinanderzusetzen zu müssen, was Mutterschaft für mich bedeuten könnte, und vor allem hatte ich kaum Anlass dazu, mich mit der riesigen gesellschaftlichen Erwartungshaltung an (werdende) Mütter auseinanderzusetzen. Noch nicht einmal in dieses „Kinder kriegen will ich schon irgendwann später mal“, von dem viele Freundinnen sprachen, stimmte ich mit ein, so wenig relevant war das Thema in meinem Leben. Das erklärt ein Stück weit, weshalb meine Mutterschaft ein riesiger Entwicklungsschritt für mich war. Trotzdem kann ich mir vorstellen, dass es

auch Frauen, die die Mutterschaft geplant haben, überrascht und erschreckt, mit welcher Vehemenz die gesellschaftlichen Erwartungen an Mütter herangetragen werden, und wie eng der gesellschaftliche Rahmen für Mütter gesteckt ist. Mutter zu werden, heißt nicht nur, sich die eigenen emotionalen, die pädagogischen, die zwischenmenschlichen Fragen zu stellen. Mutter zu werden, heißt auch, sich mit der übergroßen gesellschaftlichen Erwartungshaltung an Mütter auseinandersetzen zu müssen. Meine damalige Beschäftigung mit Feminismus und der Rolle der Frau in unserer Gesellschaft hat mich nicht darauf vorbereitet, was für einen krassen Einschnitt das Mutterwerden im Leben einer Frau darstellt und was es in unserer Gesellschaft für einen „Rückschritt“ darstellt in Bezug auf „Frauen können alles erreichen“. Das hängt auch damit zusammen, dass es wenig Kontinuitäten im Feminismus gibt. Nicht nur gibt es unterschiedliche Theorien und Schwerpunkte, sondern jede Generation Frauen entdeckt den Feminismus immer wieder ein Stück weit neu. Lange Zeit hatte Feminismus einen schlechten Ruf, es war nicht erstrebenswert, Feministin zu sein. Das ist nicht mehr so, aber der Feminismus, der heutzutage medial präsent und sexy ist, speist sich weniger aus der feministischen Theorie, dafür umso mehr aus der marktbezogenen Nutzbarmachung eines popkulturellen Feminismus. Eine verwässerte feministische Botschaft, gedruckt von ausgebeuteten Frauen auf ein „Made-in-Bangladesh“-T-Shirt. Frauen entdecken Feminismus meist dann für sich, wenn sie ihn brauchen, und als Mutter erwächst da eine besondere Dringlichkeit. Dass man sich mit Anfang 20 noch nicht für die Lage von Müttern, insbesondere alleinerziehenden Müttern interessiert, ist logisch. Die Zeit, in der man selbst ein Teenager war und Eltern langweilig, uncool und uninformiert fand, ist noch nicht lange her. Selbst Kinder zu bekommen, erscheint verdammt fern am Horizont. Rückblickend fand auch ich wohl mit 24 den Zusammenhang zwischen der Rolle der Frau in unserer Gesellschaft und der Mutterschaft kein ergiebiges Thema, weil es keine so naheliegende Idee ist, dass Frauen, die als Mütter durchschnittlich alle älter sind als man selbst, aufgrund ihrer Lebenslage „unterdrückter“ sind, weniger Wahlfreiheit haben. Das Erwachsenwerden funktioniert doch von der Jugend bis zum Ende der Ausbildung so, dass man immer mehr Autonomie und finanziellen Spielraum dazugewinnt. Ich hatte mich mit Sexismus beschäftigt, Simone de Beauvoir gelesen, fand erschreckend, wie weitverbreitet Gewalt gegen Frauen ist, und war persönlich nicht daran interessiert, aufgrund meines Geschlechts gesellschaftlich einer untergeordneten Position zugeordnet zu werden. Die Geschlechterrolle „Frau“ ist bereits eine Zumutung, aber die Mutterrolle stellt handfeste Grenzen auf. Wie schwierig die Lebenslage von Müttern sein kann und was das mit Patriarchat und Kapitalismus zu tun hat, das war mir nicht klar, bevor ich selbst Kinder hatte. Und ich war geschockt. Sehr geschockt, dass man als Mutter so derartig im Stich gelassen werden kann, ohne jegliche Konsequenz für den Vater, der keinen Unterhalt zahlt und so gut wie nie das Kind betreut. Weil sich ab und zu um das Kind zu kümmern zwar insofern schön ist, als dass wenigstens ein bisschen Vater-Kind-Bindung entsteht, aber es für die Mutter wegen der

fehlenden Planbarkeit keine Entlastung in Bezug auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf darstellt. Zudem ist es eine zusätzliche Belastung, bis zur letzten Minute nicht zu wissen, ob ein Treffen stattfindet: sich mental darauf vorzubereiten, den Expartner zu treffen, Freizeitaktivitäten spontan absagen zu müssen, weil er doch nicht kommt, all das neben den ganzen anderen Stressoren, wie Armut, Stigma oder Überlastung, die das „So-richtig“-alleinerziehend-Sein mit sich bringt. In so eine Situation können Männer einen einfach so bringen, und es gibt kein Instrument, wie wir als Gesellschaft damit umgehen. Sich nicht um die eigenen Kinder zu kümmern, keine Verantwortung für die Familie zu übernehmen, passt in das Bild, das wir uns von Vätern in dieser Gesellschaft machen. Am allerschlimmsten sind die Leute, die die Empörung darüber gar nicht verstehen, die irritiert sind: Als Mutter sei es doch sowieso unsere Aufgabe. Man hätte das Kind ja nicht bekommen müssen, wenn man sich jetzt nicht darum kümmern will. 50:50-Elternzeit? Völlig übertriebene Anspruchshaltung! Durch eine Schwangerschaft tun sich jede Menge Themen auf, sowohl die persönliche, die individuelle Entwicklung betreffende als auch Themen, die die eigene Position in der Gesellschaft und den Umgang mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen betreffen. Durch meine Schwangerschaft hat sich mein ganzes Leben verändert. Formell betrachtet ist bei mir alles gut gelaufen. Gesunde Mutter, gesundes Kind. Keine Komplikationen, keine Geburtsverletzungen. Aber jede Geburt ist ein einschneidendes Erlebnis. Ich hätte jemanden gebraucht, der in meinem Team ist, auf den ich mich in diesem vulnerablen Moment verlassen kann. Die Geburt meines Sohnes war mein erster großer „Das-war-verdammt-hart-und-ich-habe-das-allein-geschafft,-weilich-es-schaffen-musste“-Moment. Fast ein kleiner Vorgeschmack darauf, wie das Leben als alleinerziehende Mutter werden würde. Für mich war völlig klar, dass ich mein Studium abschließen wollte, dass ich es abschließen musste. Und weil ich nicht wusste, dass allgemein üblich ist, dass gute Mütter mindestens ein Jahr Elternzeit machen, in Westdeutschland besser drei, und Väter höchstens, wenn überhaupt, die zwei danach benannten Vätermomente, habe ich nur ein Urlaubssemester lang Elternzeit gemacht. Zum nächsten Semester, als mein Kind acht Monate alt war, habe ich mir dann einen Praktikumsplatz für das anstehende fünfmonatige Praxissemester, das in meinem Studiengang Pflicht war, besorgt. „Ist ja nicht nur mein Kind“, dachte ich, und fand es völlig selbstverständlich und normal, dass der Vater die zweite Hälfte der Elternzeit machen würde. Dem war dann leider nicht so. Kurz vor Beginn meines Praxissemesters hat er mir mitgeteilt, dass er den Kleinen nicht betreuen würde können oder wollen. Wie sollte ich nun das Praxissemester machen, ohne das ich meinen Hochschulabschluss nicht bekommen würde? Und wie sollte ich ohne Abschluss genug Geld verdienen, um für mich und mein Kind zu sorgen? Fragen, die sich der Erzeuger in unserer Gesellschaft offenbar nicht stellen muss. Care-Arbeit, also das notwendige Sich-um-jemanden-Kümmern, zum Beispiel in Form von Pflege, Erziehung, Hausarbeit, bleibt meistens an Frauen hängen. Nach der Geburt des ersten Kindes findet in bürgerlichen Heterokleinfamilien in der Regel die sogenannte Retraditionalisierung statt, bei der plötzlich die

klassischen Geschlechterrollen und Zuständigkeiten in der Familie gelebt werden, die für Frauen viel Selbstaufgabe und wenig Freiheit bedeuten. Bei mir hat sich das trotz aller gesellschaftlichen Gegebenheiten, Institutionen, Gesetze, des Drucks und der Geschlechterrollen, die uns alle in diese Richtung drängen, dann anders weiterentwickelt, und zwar im Wesentlichen aus zwei Gründen: Zum einen war einfach kein Partner da, der die klassische Vaterrolle hätte übernehmen können. Ich lebe nicht in einer traditionellen, bürgerlichen Kleinfamilie, weil ich gar nicht die Möglichkeit dazu hatte. Ohne Partner keine klassische Rollenverteilung. Und der andere Grund, warum ich mich nicht in einer traditionellen Kleinfamilie wiedergefunden habe, ist der, dass ich von vornherein wenig Interesse daran hatte, weil ich den Deal der klassischen Rollenverteilung in der Heterokleinfamilie von Anfang an absolut ungerecht fand.

Leseprobe